

# DIE FACKEL

Nr. 289

25. OKTOBER 1909

XI. JAHR

## Luftgauler

Von *Karl Kraus*

Herr Isidor Singer wird es also sein, der uns das Fliegen gelehrt hat. Es gibt Vorstellungen, die einem die ganze Entwicklung verleiden können. Auch wir werden unsere Luftschiffe haben, aber immer wird es heißen, daß wir es Herrn Isidor Singer verdanken. Ich würde keinen Komfortable benutzen, wenn ich wüßte, daß Herr Isidor Singer das Unternehmen begünstigt. Ich täte es nicht. Die Österreicher aber lieben den Fortschritt und es geniert sie nicht, wer ihn ihnen beigebracht hat. Soeben erst hat ihre Polizei Gehvorschriften erlassen, und sie werden pünktlich gehen lernen. Und schon wollen sie auch fliegen. Da verschreibt sich Herr Isidor Singer einen Luftballon aus Graz und zeigt den Wienern, wie mans machen muß. Über ein gestürztes Einspannerroß kamen wir nicht hinweg, der Taxameter ward hier Ereignis, und ein Automobil hinderte den Verkehr. Nun aber fordert die 'Zeit' die rückständigen Abonnenten zur Erneuerung Österreichs auf, und siehe da, wir fliegen. Nichts liegt mir ferner als ein Vorurteil in aviatischen Dingen. Ich kann vielleicht einen Blériot von einem Renner—Buben unterscheiden. Aber es ist möglich, daß der Unterschied zwischen unseren heimischen Äronauten und den Renner—Buben wirklich darin besteht, daß jene sachverständig sind und diese bloß fliegen können. Daß diese bloß Akrobaten sind und jene Knockabouts. Wovon ich aber etwas verstehe, das ist die Mischung aus Wichtigmacherei und Feschität, die in der Vorführung der Grazer Artistenfamilie durch den Herrn Isidor Singer zu spüren ist. Das ist das Betragen eines Zeitungsadministrators, der aus Unfähigkeit zum Protektor des vaterländischen Fortschritts wird, und jene bodenlose Gemütlichkeit, die neben einem »Xandi« und einem »Toli« auf einmal auch einen Isi gewähren läßt. Unsere Geduld ist schließlich kein Hangar für eine Reklamesucht, die in Strebersdorf landet! Und in der Erwartung des Herrn Blériot können wir die Vordringlichkeit, mit der uns die Erkenntnisse aus der Kleinen Luftschiffgasse offeriert werden, getrost ablehnen. Der Kaiser hätte sich nicht dazu bestimmen lassen, der Produktion der »Renner—Buben« beizuwohnen, wenn er gewußt hätte, daß es sich viel mehr um eine Produktion zweier havarierten Zeitungseigentümer handeln würde, die auf Erden nicht genügend Abonnenten haben und darum mit der Luft das Geschäft machen wollen. Der Kaiser hätte diese Leute keiner Ansprache gewürdigt, wenn er geahnt hätte, welch eine spekulative Anwendung das Dichterwort: Es soll der Singer mit dem König gehen, am andern Tag zu gewärtigen habe. Und es ist gar kein Zweifel, daß der Generaladjutant des Kaisers nicht in einem Schreiben an die 'Zeit' »mit besonderem Vergnügen die sich ihm bietende Gelegenheit ergriffen hätte, um Euer Hochwohlgeboren meiner vollkommensten Hochachtung zu versichern, in der ich mich zeichne als des Herrn Professor ergebenster Graf Paar«, wenn er von den Rekords der unterschiedlichen 'Zeit'—Prozesse Kenntnis gehabt hätte. Damit er aber wenig-

tens nachträglich erfahre, von welcher Art das Blatt sei, durch dessen Hände eine kaiserliche Spende geht, damit ferner die Luftschiffe des Stolzes sich nicht allzu hoch versteigen, und damit schließlich der Erkenntnis gedient sei, daß es bei einer Zeitung noch immer mehr auf Originalberichte als auf Luftballons ankomme, möge hier das folgende Dokument Raum finden.

Wir sind gegen *literarische Piraterie*, die gegen uns verübt wird, ziemlich abgehärtet und verschmähen es, über jeden zu unserer Kenntnis gelangenden Fall solcher Art gleich ein großes Geschrei zu erheben. Mitunter wird uns aber so keck mitgespielt, daß uns doch die Geduld reißt und wir uns, weniger im eigenen Interesse, als vielmehr in dem des journalistischen Anstandes, bemüßigt fühlen, einzuschreiten. Ein solcher Fall liegt neuestens vor, er betrifft die Wiener Tageszeitung '*Die Zeit*'. Schon vor einigen Jahren haben wir der Redaktion der '*Zeit*' Vorhaltungen darüber machen müssen, daß sie immer wieder Originalberichte der '*Vossischen Zeitung*' ohne Quellenangabe, ja als »eigene« Meldungen veröffentlichte, erzielten aber damals nur verlegene Ausflüchte. In den letzten Wochen hat nun die '*Zeit*' zahlreiche unserer Konstantinopeler Telegramme, die ihr offensichtlich von einem Berliner Mitarbeiter drahtlich übermittelt worden waren, wörtlich übernommen und sie ihren Lesern als ihre eigenen Telegramme vorgesetzt, indem sie sie mit einem Konstantinopeler Datum versah, sie ferner ausdrücklich als ihre Privattelegramme bezeichnete und zur Vollendung der Täuschung obendrein *einen Halbmond als Korrespondenzzeichen vorsetzte*. Die '*Zeit*' erhob einst bei ihrer Gründung den Anspruch, eine neue Moral in die Wiener Presse hineintragen zu wollen; man sieht auch an diesem Beispiel, wie das Blatt dieser von ihm angekündigten Aufgabe gerecht wird.

'*Vossische Zeitung*', Berlin, 7. August 1908



## Aus dem Papierkorb

Von Karl Kraus

Und wenn der geistige Unflat des neuen Deutschland eimerweise auf den Markt geschüttet wird, man befaßt sich doch immer wieder gern mit jenen seltenen Büchern, die nicht erscheinen. Wie stehts, so fragt man, mit den gesammelten Schriften Ludwig Speidels? Es ist, als ob der Journalismus die wertvollste Beute, die er je errafft hat, nie mehr herausgeben wollte. Grauenhaft, zu denken, daß es für einen Künstler, den der Tag als Geißel der Unsterblichkeit gefangen hielt, auch nach dem Tod keine Befreiung geben soll. Er starb, aber aus dem Sarg der Zeitlichkeit, in dem er gelebt hatte, durfte er nicht auferstehen. Und kein deutscher Verleger findet sich, der den Journalisten den Schatz entrisse, den sie so sorglich hüten, weil er ihre angestammte Armut verraten könnte. Nie zuvor und nie seither hat die Sprachkunst eine ähnliche Gastrolle auf den Schmierens des Geistes gespielt. Das Leben Speidels mag die Presse als einen Zwischenfall empfinden, der störend in das von

Heine begonnene Spiel trat. Er schien es mit dem leibhaftigen Sprachgeist zu halten; er lud ihn an Feiertagen auf die Stätte der schmutzigsten Unterhaltung, damit er sehe, wie sie's treiben. Nie war ein Kollege bedenklicher als dieser. Wohl konnte man mit ihm Parade machen; aber sein Lebenswerk, führte man es heute vor, es brächte jene Demütigung, die man damals eßlöffelweise als Stolz einnahm. Man hat ihm die Unsterblichkeit des Tages, wie er sein Feuilleton nannte, gegönnt; aber eine Sammlung seiner Feuilletons könnte den Tag der Unsterblichkeit einläuten. Und die Journalisten handeln pietätvoll, berufen sich auf seine Bescheidenheit, die ihm eine Buchausgabe versagte, und gehen hin und schenken uns ihre eigenen Bücher.

\*

Denn es ist das böse Zeichen dieser Krise: der Journalismus, der die Geister in seinen Stall getrieben hat, erobert ihre Weide. Markierte Personen, die jahrelang unter dem Strich gelebt haben, drängen sich in die gute Gesellschaft. Tagschreiber möchten Autoren sein. Es erscheinen Feuilletonsammlungen, an denen man nichts so sehr bestaunt, als daß dem Buchbinder die Arbeit nicht in der Hand zerfallen ist. Brot wird aus Brosamen gebacken. Was ist es, das ihnen Hoffnung auf die Fortdauer macht? Das fortdauernde Interesse an dem Stoff, den sie sich »wählen«. Wenn einer über die Ewigkeit schwätzt, sollte er da nicht gehört werden, so lange die Ewigkeit dauert? Von diesem Trugschluß lebt der Journalismus. Er hat immer die größten Themen und unter seinen Händen kann die Ewigkeit aktuell werden; aber sie wird ihm auch ebenso leicht wieder inaktuell. Der Künstler aber gestaltet den Tag, die Stunde, die Minute. Sein Anlaß kann zeitlich und lokal noch so begrenzt und bedingt sein, sein Werk wächst umso grenzenloser und freier, je weiter es dem Anlaß entrückt ist. Es veralte im Augenblick: es verjüngt sich in Jahrzehnten. Was vom Stoff lebt, stirbt vor dem Stoffe. Was in der Sprache lebt, lebt mit der Sprache. Wie leicht lasen wir jenes Geplauder am Sonntag, und nun, da wirs aus der Leihbibliothek beziehen können, vermögen wir uns kaum durchzuwinden. Wie schwer lasen wir die Sätze der 'Fackel', selbst wenn uns das Ereignis half, an das sie knüpften. Nein, weil es uns half! Je weiter wir davon entfernt sind, desto verständlicher wird uns, was darüber gesagt war. Wie geschah dies? Der Fall war nah und die Perspektive war weit. Es war alles vorausgeschrieben. Es war verschleiert, damit ihm der neugierige Tag nichts anhaben. Nun heben sich die Schleier.

\*

Dawider vermag die wertverschiebende Tendenz des Journalismus nichts auszurichten. Er kann den Uhren, die er aufzieht, Garantiescheine für ein Säkulum mitgeben: sie stehen schon, wenn der Käufer den Laden verlassen hat. Der Uhrmacher sagt, die Zeit sei schuld, nicht die Uhr, und möchte jene zum Stehen bringen, um den Ruf der Uhr zu retten. Er macht die Stunde schlecht oder schweigt sie tot. Aber ihr Genius zieht weiter und macht hell und dunkel, obschon das Zifferblatt es anders will. Wenn es zehn schlägt und elf zeigt, können wir im Mittag halten, und die Sonne lacht über die gekränkten Uhrmacher.

\*

Daß doch alle Überhebung der Mechanik, die sich mit dem Ruhm sozialer Nützlichkeit nicht bescheiden will, die Naturnotwendigkeiten nicht zu »richten« vermag! Die Journalisten versichern einander, ihre Werke seien unsterblich, aber nicht einmal die Versicherung bleibt erhalten, wiewohl sie wahrlich Anspruch darauf hätte. Daneben hat ein Geheimnis die Kraft, sich selbst in aller Mund zu bringen. Österreich ist das Land, wo am lautesten gesprochen wird und wo die Geheimnisse am strengsten gewahrt werden. Es ist

das Land, in dem Festzüge veranstaltet und Tropfsteinhöhlen entdeckt werden.

»Dabei stellte es sich heraus, daß man es nicht mit einer der vielen unbedeutenden Höhlen, wie sie im Kalkgebirge häufig vorkommen, sondern mit gewaltigen unterirdischen Räumen, die sich stundenweit ins Innere des Berges erstrecken, zu tun habe. Die Höhle führt zunächst so regelmäßig wie ein Eisenbahntunnel durch festes Gestein horizontal in den Berg und kann bis zur Tiefe von dreihundert Metern ohne jede Gefahr von jedermann begangen werden. Auch weiterhin sind die Schwierigkeiten des Eindringens nicht erheblich und stehen gar nicht im Verhältnis zu dem wunderbaren Anblick, der sich dem Beschauer bietet. Ein Spitzbogengewölbe von unabsehbarer Höhe umschließt herrliche Tropfsteinbildungen. Auf dem Boden liegen ganz absonderlich geformte Gebilde aus Kalzit und noch nicht erstarrter Bergmilch. An den Seitenwänden finden sich zarte Figuren von weißer und blauer Struktur, Bergkristall und Eisenblüte. Die Forscher drangen stundenweit gegen die Mitte des Berges vor und konnten in den Gängen und Stollen kein Ende finden ... «

Ist dies die Sprache der Höhlenkunde oder der Literaturforschung? Wir sind andere Sehenswürdigkeiten gewohnt: Festzüge, die das Auge der Zeitgenossen blenden wie ein Gebilde aus Wunder und Krida.

\*

Kein Zweifel, Herr Felix Salten besitzt das riesigste Sortiment der Monarchie. Er ist Kommerzialrat geworden. Bedeutet das nicht die Unsterblichkeit in diesen Kreisen? Oder bedeutet die Unsterblichkeit in diesen Kreisen etwas anderes? In einer Berliner Revue, der 'Schaubühne', war davon zu lesen. Ich habe mir's gemerkt, denn es ist mein Fluch, mich mit den Kleinigkeiten abzugeben, die diese Zeit zu Größen macht. Herr Salten hat eine Feuilletonsammlung erscheinen lassen und der Kritiker erweist Ludwig Speidel die Ehre, seiner bei diesem Anlaß zu gedenken. Man kann sagen, daß Speidel gut bei dem Vergleich wegkommt, denn es wird ihm eine Ähnlichkeit mit einem Teil Saltenscher Wesensfülle zugeschrieben, die auch noch den ganzen Sarcey nebst den Herren Bahr und Muther in sich schließe und durch welche die Formel der Madame de Staël: *c'est un esprit neuf et hardi* <sup>1</sup> ..., für »einen andern Dichter—Kritiker«, nämlich Lessing, erdacht, erst »lebendige Wahrheit geworden« sei. Ich sehe die 'Schaubühne' gern. Nicht nur, weil mir — die Ausschließlichkeit des Theaterinteresses und die Verwissenschaftlichung des Tinterltums zugegeben — mancher Beitrag Freude gemacht hat, sondern auch weil ihr Notizenteil eine gute Handhabe bietet, sich jeweils über den Stand des psychologischen Schmocktums in Deutschland zu informieren. Dabei lassen sich namentlich die Fortschritte überblicken, welche die subtilen Persönlichkeiten, die in den Wiener Redaktionen nicht recht reüssieren konnten, auf Berliner Boden machen. Der Journalismus in Wien bringt's über den Geschichtenträger und Gebärdenspäher nicht hinaus. Er ist Amüseur oder Beobachter. In Berlin darf er's mit der Psychologie halten. Nun ist es das Verhängnis allen Geistes aus zweiter Hand, daß sein Unwert dort leichter in die Augen springt, wo er sich der schwereren Leistung vermessen möchte. Der Plauderer ist gewiß eine der schalsten Kreaturen, die in unserem geistigen Klima fortkommen. Aber er hängt immer noch eher mit dem schöpferischen Wesen zusammen als der Beobachter und vollends der Psychologe, die bloß den Hausrat der Chuzpe benützen müssen, den die technische Entwicklung des Geistes-

1 Das ist ein neuer und verwegener Geist.

lebens ihnen in die Hand gespielt hat. Der Amüseur sticht durch eine wertlose Begabung von der Geschicklichkeit des Beobachters ab, so wie sich dieser wieder von der wertlosen Bildung des Psychologen vorteilhaft abhebt. Das sind so die Grundtypen des geistigen Elends, zwischen denen natürlich ebensoviele Varietäten Platz haben, als die organische Welt des Geistes Gelegenheiten zum Abklatsch bietet. Nah beim Beobachter steht der Ästhet, der durch Liebe zur Farbe und Sinn für die Nuance ausgezeichnet ist und an den Dingen der Erscheinungswelt so viel noch wahrnimmt, als Schwarz unter den Fingernagel geht. Er kann aber auch mit dem Psychologen zu einer besonderen Art von feierlichem Reportertum verschmelzen, zu jenem zwischen Wien und Berlin, also in Prag beliebten Typus, der aus Zusammenhängen und Möglichkeiten zu neuen Sehnsuchten gelangt und der in schwelgerischen Adjektiven einbringt, was ihm die Natur an Hauptworten versagt hat. Bei dem jähen Übergang, den gerade dieser Typus von der kaufmännischen Karriere in die Literatur durchmacht, wäre ein Dialog wie der folgende nicht bloß kein Zufall, sondern geradezu die Formel für die Komplikationen eines fein differenzierten Seelenlebens: »Hat Pollak aus Gaya bezahlt?« »Das nicht, aber er hat hieratische Gesten.«

\*

Oder zum Beispiel: »Es gibt Tagesschriftsteller, deren expansiver Wille die aktuelle Einfallslinie in die Sphäre des Unendlichen und Ewigen schwingt«. Und diesen scheint, wenn ich den Text richtig verstehe, Herr Salten zuzugehören. Soweit es in solchen Dingen auf den expansiven Willen ankommt, dürfte der Mann in der 'Schaubühne' recht haben. Der expansive Wille, der die Persönlichkeit von Westungarn nach Wien oder direkt nach Berlin schleudert, vermag manches. In Wien sichert er einem ungemein anstelligen Beobachter, der vor ein paar Jahren noch von der »Erfindung des Dampfes und der Elektrizität« sprach und heute bereits für die Luftschiffahrt schwärmt, sein »unsterblich Teil«, macht ihn zum Rekommandeur der modernen Kultur, läßt seine Seele, ja wahrhaftig seine Seele, »scharf gespannt unter den leisesten Vibrationen der Strömungen unsrer Gegenwart erheben« und macht sie zur »willigen Resonanz für alles Große und Schöne der neuzeitlichen Promethiden«. In Berlin selbst macht er — der expansive Wille — einen schlaun Theaterkassierer zu »einem unserer feinsten Kulturmenschen«. Es ist gar kein übler Zufall, daß die zweispaltige 'Schaubühne' just neben der Entdeckung des Herrn Salten auch für die Offenbarung der Wesensechtheit des Herrn Reinhardt Platz hat. Nein, es genügt eben nicht, den Dampf und die Elektrizität zu erfinden, man muß sie auch entdecken, wenn anders die Menschheit den Glauben an sie nicht verlieren soll. Herr Reinhardt ist kein Schriftsteller, sondern ein Theaterdirektor. Aber der expansive Wille hätte ihn ebenso zum Schriftsteller machen können, und er hätte auch als Schriftsteller seinen Mann gestellt und sich auch in dieser Karriere einen Koch für sechstausend M. halten können. Es ist mir peinlich, das sagen zu müssen; denn von Herrn Reinhardt ist in der 'Schaubühne' nur gerade deshalb die Rede, weil ihn ein Schmierfink angegriffen hat. Aber ich sage es auch nur deshalb, weil ihn ein Schmierfink verteidigt. Ich brauche ihn übrigens lediglich als Beispiel für eine gelungene Willensexpansion und es fällt mir nicht ein, bei diesem Anlaß dem Gastmal des Trimalchio nahezutreten, durch das sich die Berliner Dramaturgie jetzt durchfressen muß. Ganz Deutschland macht lange Zähne, und ich muß warten, bis die 'Fackel' in ganz Deutschland gelesen wird, um zu sagen, was nur jene angeht, die es heute nicht hören würden.

\*

In diesen Tagen, da Herr Bahr nicht nur Dalmatien erobert, sondern auch die Erneuerung Österreichs durchgesetzt hat, da gegenüber den Forderungen des Verlags S. Fischer (Willensexpansion Budapest—Berlin) Nachgiebigkeit ein Gebot der Klugheit war und am Wiener Hofe die Friedenspartei siegte, in diesen Tagen ist es von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, der vermittelnden Mission des Herrn Salten zu gedenken. Ist er doch wie kein zweiter Feuilletonist in Österreich mit der habsburgischen Tradition verwachsen. Die Intimität, die ihn an allen Geschicken des Erzhauses teilnehmen läßt, so daß die 'Zeit' als das erste Blatt in der Lage war, Leopold Wölflings Vorgesichten zu publizieren und seine Photographie im Depeschensaal auszustellen, diese hohe Kennerschaft hat ihn auch dazu befähigt, über die Rangerhöhung der Fürstin Hohenberg <sup>1</sup> ein kompetentes Wort zu sagen. Erstaunlich war da vor allem die Vorurteilslosigkeit, die einen in der höfischen Sphäre heimischen Feuilletonisten sein bedingungsloses Ja zu der Eheschließung des Thronfolgers sprechen ließ: »Wir unterscheiden nicht so genau, rechnen nicht nach, daß die Choteks kaum zweihundert Jahre lang die Grafenkrone tragen, wägen die Vorrechte der Ebenbürtigkeit nicht allzu sorgfältig ab«. Bereit, das Familieninteresse den staatlichen Rücksichten unterzuordnen, erkennt er, daß »diese Ehe andauernd ein Ereignis bleibt« und daß sie »wichtig bleibt für uns in Österreich, für unsere Gegenwart wie für unsere Zukunft«. Freilich mußte er einsehen, daß eine Komtesse Chotek nicht Erzherzogin von Österreich werden kann und warum sie es nicht werden kann. Aber mit ehrlicher Teilnahme hat er »den Weg gemessen, den sie seit ihrem Hochzeitstag zurückgelegt hat. Fürstliche Gnaden ... Durchlaucht ... Herzogin ... Hoheit ...«, und kann heute, zurückblickend, von den Schwierigkeiten sprechen, von dem »unendlichen Aufwand an Takt und Taktik, an Energie und Widerstandskraft«, den es gekostet haben mag. »Wir haben's nicht gewußt; aber jetzt erkennen wir's«, sagt er schlicht, mit verhaltener Empfindung, um sich dann erst in erschöpfender Aufzählung das Herz einer Herzogin zu erleichtern. Wir haben's nicht gewußt. »Merken jetzt erst, daß es keineswegs etwas Selbstverständliches war, wenn usw.« »Erinnern uns jetzt erst, was es zu bedeuten hatte, daß der Erzherzog mit seiner Frau jahrelang im Burgtheater nur eine gewöhnliche Loge einnahm, und was es bedeutet, daß er jetzt mit ihr in der Hofloge Platz nimmt.« Rose Bernd durfte bekanntlich überhaupt nicht mehr ins Burgtheater, aber der Seufzer »Was muß die gelitten haben!« liegt uns auch im vorliegenden Fall nahe. »Es hat neun Jahre gedauert«, sagt Salten nicht ohne Bitterkeit; »es mag schon nicht leicht gewesen sein.« Nu juju, — nu neene ... Und dabei weiß man nicht einmal, »wie das Wesen dieser Frau ist«, kann »nur vermuten, daß sie ungewöhnliche Eigenschaften besitzt, eine starke und eigenartige Persönlichkeit ist.« Und in den Grenzen der Vermutung kann man wieder nur raten. »Hinter all dem mag eine große Kraft des Willens sein, eine eiserne Festigkeit des Charakters, oder eine unwiderstehliche Güte, oder eine tausendfältige Weisheit des Lebens, oder eine geniale Feinheit der Instinkte, oder auch Urwüchsigkeit, oder selbst völlige Passivität, Zielbewußtsein oder gelassenes Vertrauen auf das Glück. Wir wissen es nicht.« Der suchende Geist resigniert vor den letzten Dingen. Wer löst das Problem der Herzogin von Hohenberg? »Das berechnete Interesse ist dieser Frau stürmisch zugewendet«: wird sie hervortreten, wird sie nicht hervortreten? Wir wissen es nicht. »Vielleicht ist jetzt der Kampf vorüber. Wir vermögen ja auch das nicht zu beurteilen; wissen nicht, was noch geschehen muß, damit die Frau des Thronfolgers auch äußerlich all die Rechte üben darf, die sie, menschlich genommen usw.« Mit einem Wort, wir sehen, daß wir nichts wissen können. Also hoffen wir! »Sie wird und

1 Die Frau des Thronfolgers Franz Ferdinand, s. »Hohenberg« im Dictionnaire »Personen«

sie muß den größten Einfluß und die erste Stimme haben, dereinst beim Kaiser.« Und wenn sie auch nicht seinen Titel teilen wird, »die Kinder, die zu unserem künftigen Monarchen Vater sagen, nennen sie: Mutter«. So entläßt uns der tief pessimistische Denker doch mit einem gemütvollen Hinweis auf die Entwicklung. Freilich nicht ohne mit einer aus seiner Weltanschauung geholten Maxime zu schließen: »Der Herzogin von Hohenberg gehört die Zukunft Österreichs an. Aber kein Mensch weiß, was die Zukunft bringt.« ... Dieses ist Herr Felix Salten. Man sagt, seine Seele sei eine willige Resonanz für alles Große und Schöne der neuzeitlichen Promethiden.

\*

Aber tun wir einem tüchtigen Menschen nicht Unrecht. Ziehen wir ihn aus der Unsterblichkeit zurück und lassen wir ihn hienieden sich nützlich machen. Scheiden wir endlich die soziale Funktion des Journalismus von den Müßigkeiten der Literatur. Kein besseres Beispiel kann uns solche Einsicht empfehlen. Der beste Journalist Wiens weiß über die Karriere einer Gräfin wie über den Aufstieg eines Luftballons, über eine Parlamentssitzung wie über einen Hofball zu jeder Stunde das Wissenswerte auszusagen. In Westungarn kann man nachts Wetten abschließen, daß der Zigeunerprimas binnen einer halben Stunde mit seinem ganzen Orchester zur Stelle sein wird; man läßt ihn wecken, er tastet nach der Fiedel, weckt den Cymbalschläger, alles springt aus den Betten, in den Wagen, und in einer halben Stunde gehts hoch her, fidel, melancholisch, ausgelassen, dämonisch und was es sonst noch gibt. Das sind unerhörte praktische Vorteile, die nur der zu unterschätzen vermag, der die Bedürfnisse der Welt nicht kennt oder nicht teilt. In Bereitschaft sein ist alles. Wenn nur die Welt selbst nicht ungerecht wäre! Sie sagt, einer sei der beste Journalist am Platz, und er ist es zweifellos. Sie sagt aber nie, einer sei der bedeutendste Bankdisponent. Und doch dient er ihr so gut wie jener, und steht den Müßigkeiten der Literatur genau so fern.

\* \* \*

Mit den perfekten Feuilletonisten ließe sich leben, wenn sie es nicht auf die Unsterblichkeit abgesehen hätten. Sie wissen fremde Werte zu plazieren, haben alles bei der Hand, was sie nicht im Kopf haben, und sind häufig geschmackvoll. Wenn man ein Schaufenster dekoriert haben will, ruft man nicht einen Lyriker. Er könnte es vielleicht auch, aber er tut's nicht. Der Auslagenarrangeur tut's. Das schafft ihm seine soziale Position, um die ihn der Lyriker mit Recht beneidet. Auch ein Auslagenarrangeur kann auf die Nachwelt kommen. Aber nur, wenn der Lyriker ein Gedicht über ihn macht.

\*

Die Grenzen der Persönlichkeit scheint indes auch der Berliner Psychologe zu spüren. Salten führe »nie über das Sicht— und Hörbare hinaus in das Reich der Mütter«. Ein Mangel, den man zum Beispiel dem Willi Handl nicht nachsagen könne. Ein andermal weiß man aber in Berlin auch wieder die Spannweite der Persönlichkeit zu erfassen. Jede künstlerische Äußerung trage von selbst — wie wahr! — das Zeichen der innern Eigenart, »durch das der Kunstsinnige trotz mancher Gemeinschaft einen vollgültigen Teniers von einem anerkannten Breughel und einen guten Salten von einem echten Polgar unterscheidet«. Ins Reich der Mütter aber führen Handl und etwa noch Willi Shakespeare. Jenem bin ich bereits in einer Würdigung begegnet, die unser Psychologe dem Lebenswerk des Feuilletonisten Hevesi angedeihen ließ. Damals hob Ferdinand Kürnberger viel Ehre auf, denn es hieß, zwischen Kürnberger und Handl könne man noch »Stammbäume legen«. Um ihn aber, Hevesi, »ist die große Stille; er trägt seinen Anfang und Ausgang in sich«. Dies nun

möchte ich nicht so ganz unterschreiben. Herr Hevesi ist ein älterer Herr, der vom jüngsten Nachwuchs abstammt und sich immer weiter entwickelt. Er hat mehr Einfälle, als seinen Jahren ziemt, was entschieden ein Vorzug wäre, wenn er nicht auch mehr Eindrücke hätte, als er verarbeiten kann. So muß er manchmal einen Kalauer unterdrücken, sehr zum Schaden der augenblicklichen Wirkung des Feuilletons und ohne durch solche Abgeklärtheit seinen Büchern zu nützen. Denn sein Stil ist zwar prickelnd, aber obschon Sodawasser den Vorteil bietet, daß man es auch, stehen lassen kann, so schmeckt es darum doch nicht wieder, wenn man es nach Jahren wieder trinkt. Ein Flaneur älteren Stils, den die Muse über und über mit Konfetti beworfen hat und der sich nun schüttelt und mit kurzem Atem die Freude hervorpustet, daß er bei solchen Unterhaltungen noch mittun darf, wobei er der Losen eine ganze Menge von Fremdwörtern, griechischen Zitaten und Fachausdrücken nachwirft. Denn er ist kein Spielverderber, aber ein Polyhistor. Sein Humor ist von einer Frische der Senilität, die wieder auf den Nachwuchs ansteckend wirkt, und seine Weisheit ist hüpfende Wissenschaft. Wenn wir aber dem Berliner Psychologen glauben wollen, so liegt der Kernpunkt seines Wesens in dem »Vagieren zwischen den Zwielfichtgierden des Bluts und den Zwitterstimmungen der Seele«. »Sein Assoziation« — ein Fremdwort, das selbst Herrn Hevesi unbekannt ist — werfe seltsame Schnörkel. »Sonnensystem und Bazillus« seien in seinem Hirn »bloß zwei Gedanken verschiedener Stärke, aber nicht verschiedener Art. Auf überirdischer Höhe schwinden die Unterschiede zwischen Welt und Spinne, Stern und Sternchen auf einem Stern, und beide werden nur Spielball einer göttlichen Phantasie. Er hat das große Gelächter über Leben und Tod, Jehovah und Menschlein ... « So sah ich unsern Hevesi nie. Nicht einmal damals, als er einer verstorbenen Ballberichterstatterin die Charakteristik nachrief: »Dämonische Automatik des modernen Reportertums, in einer das Aparte streifenden, oft im Exklusiven sich bewegenden Sondersphäre« ...

\*

Der ihn hauptsächlich auf dem Gewissen hat, ist Herr Hermann Bahr, der hierzulande noch die Jugend jeden Alters verdorben hat. Die »dampfenden Jüngling« aber, die er seinerzeit entdeckte, sind längst Journalisten geworden, die überall Kritiken über Herrn Bahrs Bücher unterbringen können, und das neue Österreich ist fertig. »So viele Stimmen im Staate sein mögen, aus allen dringt nur ein Ruf: der Jugend werde Kraft, Mut, Freiheit! Nur ein Gefühl pulst in unserem Osterreich: eine freie, starke, ehrliche Jugend erstehe unserer Zukunft!« Der Starke, der es zur Einführung des Bahrschen »Buchs der Jugend« sagt, ist jener Zeuge, der bei meiner Verurteilung im Prozeß Bahr — Bukovics ohnmächtig wurde. Zuerst verließ ihn die Erinnerung, später auch die Besinnung. Ich hatte mich, ohne ihn zu kennen, seiner angenommen und sein Autorenerlebnis als typischen Fall besprochen. Ich hatte behauptet, ihm sei von der Theaterdirektion ein Ehrenwort nicht gehalten worden. Drei Zeugen, die es aus seinem Mund gehört haben wollten, stützten die Behauptung. Er sagte, er könne sich nicht erinnern. Im Gerichtssaal wurde vom beeideten Kläger die Aufführung des Stückes versprochen. Es ist bis heute nicht aufgeführt. Fast zehn Jahre sind es her. Er wird sich nicht erinnern können. Aber er will ein neues Österreich und eine Jugend, die Kraft und Mut hat. Das sind berechnete Ansprüche. Wie sich Herr Bahr ihre Erfüllung denkt, zeigt er in dem Buch, das eben jenen typischen Vertreter des neuen Österreich begeistert hat. Es enthält eine Vorrede, die an ein zweiundeinhalbjähriges Kind gerichtet ist und ihm bestätigt, daß es sich von den österreichischen Mächten noch nicht habe kirre machen lassen. Der kleine Karli hätte nämlich vor Herrn Bahr, als er auf Besuch kam, einen »schönen Diener« machen sollen. Er aber wollte



nicht (aha!) und seine »Nänä« war böß darüber. Herr Bahr war begeistert. »Mach keinen Diener! Nie sollst du und niemandem den Diener machen!« Natürlich, meint Herr Bahr, sind darüber die Nänäs alle sehr böß, denn die Nänäs glauben ja noch, die Macht in Österreich zu haben. »Aber die Nänäs werden vertrieben werden, und keiner wird einen schönen Diener machen, dann werden aus euch Menschen werden. Auf diese warte ich. Und mein ganzes Sein und Tun ist immer nur ein solches Warten auf die menschlichen Menschen in Österreich. Beeilt euch doch ein bißchen, beeilt euch heranzuwachsen! Ich möchte so gern erleben, daß eine Jugend kommt, die mich erkennt und spricht: Seht, das ist der, der auf Österreich gewartet hat! Denn, wenn dir die Nänäs sagen, daß ich ein schlechter Österreicher sei, ist das eine Lüge«. Nachdem er nun noch dem kleinen Karli — dem Sohn des Gründers der »Wiener Werkstätte« — erzählt hat, daß Österreich in den Künsten stark genug sei, es mit allen Völkern aufzunehmen, schließt er: »Habt den Mut zu Österreich! Seit Jahren rufe ich hinaus: Habt den Mut zu Österreich!« So steigt diese Anrede von einer herzigen Symbolik zu den erschütternden Tönen eines ganz alten Attinghausen empor. Was werden aber die Nänäs dazu sagen, daß man die zweieinhalbjährigen Kinder auffordert, sich ans Vaterland, ans teure anzuschließen? Man mag begierig sein, wie sie sich daraufhin entwickeln. Oh, ich sehe es kommen. Mit drei Jahren fangen sie an, Feuilletons zu schmieren. Mit vier bringen sie ihre ersten Stücke an. Zehn Jahre warten sie auf die Aufführung. Mit zwanzig fallen sie im Gerichtssaal um. Dann aber gehen sie hin und haben den Mut — zu Österreich. Karli! Karli! Ich kenne dich nicht mehr.



## Der Schatten

Von *Otto Stoessl*

Es steht ein Mann in seiner Kraft,  
Eisen in Faust und Willen.  
Und was er schafft,  
Das äfft ein Feind im Stillen,  
Der steht und schlägt mit Antwortschlag  
Den Reim auf was da werden mag,  
Auf Herz fällt Haß, auf Liebe Leid,  
Kalt hat heiß und schwarz hat weiß gefreit.  
Ein Paaren schlimmer Gatten;  
Ein Mann und Mannes Schatten.

\* \* \*

# Bekannte aus dem Varieté <sup>1</sup>

Von Karl Kraus

Nur ein schmales Plätzchen ist dem Varieté geblieben, um seinen Spiegel aufzustellen, der die großen Sonderbarkeiten des Lebens reiner spiegelt als das Theater die kleinen Regelmäßigkeiten. Denn das Leben will vom Leben nichts wissen und von der Kunst nichts anderes, als was es ohnehin schon weiß. Daß aber zweimal zwei am Ende doch fünf sind, ist eine jener Erfahrungen, bei welchen dem Rechner die Pulse stocken. Das Theater erspart sie ihm. Es befriedigt seine Neugierde, während das Varieté sein Wissen enttäuscht. Das Theater kitzelt, das Varieté peitscht. Das Theater bietet Handlung und Meinung, die der Durchschnittsmensch fast so notwendig zum Leben braucht wie die Nahrung: rauchlosen Unterhalt des Gehirns. Im Theater darf bloß geschwitzt werden, wie vor jeder höheren Offenbarung. Die Geheimnisse des Varietés bleiben in eine Wolke gehüllt. Man kann sie mit dem Messer schneiden, aber man kommt nicht durch. Was sich hier abspielt, ist ganz danach angetan, dich zu beunruhigen. Du kannst es nicht nachmachen. Und spendest schließlich eine kalte Bewunderung, die sich mehr der heilen Glieder freut als daß sie sich der trägen Glieder schämte. Dies Übermaß erschreckt dich, ermuntert dich nicht. Dieser halsbrecherische Humor macht dich nicht munter, sondern beklemmt dich, als ging's dir selbst an den Hals. Treibt es das Schauspiel noch so bunt, »sie spaßen nur, vergiften im Spaß, kein Ärgernis in der Welt«, kann Hamlet den besorgten Nachbar trösten. Wo viel Worte gemacht werden, ist Zeit, zwischen Tat und Spiel zu unterscheiden. Akrobaten aber und Clowns spielen jenseits der Grenze unserer Möglichkeiten und bieten darum schon im Spaß das Ärgernis. Daß zwei übereinander purzeln und auf die Nase fallen, das ist ein Humor, zu derb für unsern Geschmack und zu dürftig für unsern Verstand. Wir sagen, es sei ein kindisches Spiel, weil seine tiefere Bedeutung uns beleidigt.

Ein Humor, so grundlos wie wir selbst. Nichts stellt er dar als uns selbst. Also alles, was wir nicht wissen. Er läßt uns Familie spielen, ehe er uns ins Leben stößt. Eine erstklassige Akrobatentruppe tritt auf. Ist das Wesen der Sippschaft in Freud und Leid sinnfälliger darzustellen? Wie hier alles doch, vom erwachsenen Sohn bis zum jüngsten Schößling beiträgt, den Eltern ein sorgenfreies Alter zu sichern! Mit berechtigtem Stolze sieht das Mutterauge im Hintergrund auf die Tochter, von der man lange befürchtet hat, sie werde es über den Sautpérilleux nicht hinausbringen, und die heute bereits durch einen dreifachen Saltomortale für ihr Leben ausgesorgt hat, während der leichtsinnige Schwiegersohn unaufhörlich die Welle schlägt. Russische Tanzfamilien waren mir stets unsympathisch, weil ich die tiefe Kniebeuge beim Laufen als einen übertriebenen Beweis slawischer Schicksalsergebenheit auffaßte. Aber unter dem Gesichtspunkte des Familienlebens brachte ich auch diesen Produktionen Verständnis entgegen und ich stellte mir gerne vor, daß im Kaukasus die Kinder wippend zur Welt kommen, auf das bereit stehende Podium springen, und den Tanz ums Dasein aufnehmen, für den sich die Eltern nicht mehr elastisch genug fühlen. Sicherlich ist kein künstlerischer Beruf so mit dem Wesen seines Trägers verwachsen wie der des Akrobaten. Kommt er von Kräften, so bleibt ihm immer die Geste, die dem kundigen Auge verrät, daß er einst in besseren Tagen Hanteln gestemmt hat. Kommt er aber in Lebensumstände, die es ihm ermöglichen, endlich zu genießen, nachdem er so

1 Aus dem 'Simplicissimus'.

[KK]

lange nur gearbeitet hat, dann kann es geschehen, daß ihn plötzlich eine tiefe Nostalgie befällt. In Offenbachs lieblicher »Prinzessin von Trapezunt« wird gezeigt, wie eine Artistenfamilie sich aufführt, wenn sie unglücklicherweise den Haupttreffer gemacht und die Baronie erlangt hat: der Herr Sohn kann nicht anders als über den Tisch springen, wenn er sich auf den Stuhl setzen will, und der Alte wird dabei betreten, wie er heimlich in die Küche schleicht und Feuer frißt. Das Familienleben droht in Fransen zu gehen, und es findet sich erst wieder, bis sie alle zusammen wieder auf dem Podium stehen.

Draußen aber stürmt das Leben mit seiner Unrast und seinen Gefahren. Die Knockabouts treten auf. Ward das Wesen der Familie, mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern, an der Solidarität einer Akrobatentruppe erkennbar, so eröffnet die Leistung der Knockabouts tiefere Perspektiven. Hier steht nicht mehr der Bruder dem Bruder nah, hier steht der Mensch dem Menschen im Wege. Der Blutsverwandte kann ein Auge zudrücken, wem einmal auf dem Trapez schief geht. Aber hier offenbart sich der menschliche Charakter dem erbarmungslosen Auge des Nebenmenschen. »Oh, lieber Freund, was machen Sie hier?« beginnt es, und mit Puffen und Knüffen endet es. Am Hintern seines Nächsten zündet einer sein Streichholz an. So ist das Leben. Einer will Bier trinken. So bohrt er seinen besten Freund an und hält ein Gefäß unter die so entstandene Öffnung. Was ist der Mensch! Taugt er zur Maschine nicht, mag er kaputtgehen. Wir voltigieren über alle Widerstände der Materie, wir schwingen uns in die Luft, nichts scheint uns unerreichbar, und am Ende wären wir wirklich die Sieger über das Leben, wenn wir nicht im letzten Moment über einen Zahnstocher stolperten. Der Knockabout — das ist der Triumph der maschinellen Kultur: Hurtigkeit, die nicht vom Fleck kommt, Zweckstreberei, die ein Loch in die Luft macht. Der Komfort aber ist mit aller Humanität der Neuzeit ausgestattet, und wenn es praktisch ist, einem Menschen den Schädel einzuschlagen, so ist es doch wieder feinfühlig, ihn dabei zu fragen, ob er es bemerkt hat. Er könnte es übersehen haben, denn im Gemetzel der Automaten fließt kein Blut. Der Knockabout stellt uns alle zusammen dar. Sein Humor ist grundlos, wie wir selbst es sind. Er hat Wirkung ohne Ursache, wie wir selbst von nirgendwo kommen, um fortzuschreiten. Sein gewalttätiger Humor umfaßt die ganze Tragik unserer Zweckbeflissenheit, und das Riesenmaß seiner Gesten hat kein Vorbild in einem einzelnen Lebenstypus.

Nur einer friedlichen Abart des Knockabout ist jeder von uns schon begegnet. Sie gleicht ihm aufs Haar, bis zu dem Punkt, wo er seine Lebensauffassung mit der Hacke durchzusetzen beginnt. Bis dahin ist er bloß der Mann, der weitläufig wird, um nur ja keine Umstände zu machen, einer, der die Berge reißen läßt, um der Geburtshelfer einer Maus zu sein, und der viel Lärm macht, wenn er eine Omelette bereitet, weil er wie alle anderen Künste selbstverständlich auch die Kochkunst aus dem FF versteht. Sein Lebensmotto ist die Versicherung: »Das werden wir gleich haben!« Das Resultat seiner Bemühungen ist aber, daß wir es nicht nur nicht gleich, sondern daß wir es überhaupt nicht haben, ja, daß wir es noch weniger haben als vor seiner freundlichen Intervention. Wenn du ein Wimmerl hast, das dich nicht geniert, so zieht er ein Pflaster aus der Tasche und du hast am andern Tag einen Karbunkel. Der Knockabout ist edel, hilfreich und gut. Er schläge dir die Schädeldecke ein, um deinen Kopfschmerz wegzubringen. So radikale Mittel wählt er im Leben freilich nicht. Er hat es auf dein Wohl abgesehen, aber er erzwingt es nicht mit Gewalt. Wenn du an Hühneraugen leidest, so gibt er dir den Rat, dir das Bein amputieren zu lassen, aber er legt in so verzweifelten Fällen nicht selbst die Hand an. Der Knockabout ist entgegenkommend und praktisch. Aber wenn er dir entgegenkommt, weiche ihm aus, die Vereinfachung des Le-

bens, die er sich und dir ansinnt, erfordert Aufwand und viel Geduld. Er trägt zehn Westen auf dem Leib und erspart sich deshalb, sie zu wechseln. Er ist der Mann des »omnia mea mecum porto«. Nun bedeutet es gewiß eine der größten Schwierigkeiten des Lebens, im Kaffeehaus einen Brief schreiben zu wollen. Aber ist der arme Teufel nicht viel bedauernswerter, der Papier, Füllfeder, Löschpapier, Siegellack und Marken mit sich und für die Erneuerung dieses Inventars immer Sorge tragen muß? Schnupfen bekommen ist fatal. Aber viel schlimmer denke ich mir die Selbstkasteiung, immer ein Mittel gegen Schnupfen bei sich zu haben, weil einmal der Fall eintreten könnte, daß man Schnupfen bekommt und die Apotheke geschlossen ist. Und das Schlimmste dabei ist, daß jener, der zu solcher Vorsicht inkliniert, zuverlässig auch ein Mittel gegen Kopfschmerzen, eines gegen Zahnweh und etwa auch eins gegen Magendrücken sich zuziehen wird, weil es eben ein ganz lächerlicher Optimismus wäre, zu glauben, daß Schnupfen die einzige Gefahr ist, die den Menschen bedroht, wenn die Apotheke geschlossen ist. Der Knockabout bepackt sich mit Dingen, die überflüssig sind, solange sie nicht notwendig sind. Schafft es ihm bloß der Trieb der Selbsterhaltung? Gewiß nicht. Er hat die Eigenschaft, sich den Menschen wohlgefällig zu machen. Da aber in der Fülle der Gelegenheiten Irrtümer unterlaufen können, darfst du dich nicht beklagen, daß dir einmal gegen Zahnweh das Mittel gegeben wird, das eigentlich für Magendrücken bestimmt war. Auch die Eile, dir das Mittel anzubieten, ehe du noch die Schmerzen hast, könnte einen Mißgriff entschuldigen. Der Knockabout streift die Asche von seiner Zigarre mit der Kleiderbürste ab und läßt sie auf deinen Anzug fallen. Denn er hat selbstverständlich eine Kleiderbürste bei sich, und wenn sein Kleid rein ist, wozu sollte man sie sonst verwenden? Mit Kleidern weiß er überhaupt umzugehen. Er macht sich sofort erbötig, dir deinen Koffer zu packen, wenn du nur den Wunsch äußerst, auf Reisen zu gehen. Oh, das werden wir gleich haben! sagt er, denn er hat eine Methode, die Kleider so zu legen, daß sie ein Jahr lang im Koffer bleiben können, ohne zum Schneider wandern zu müssen. Aber du begehst eben den Fehler, sie nicht ein Jahr lang im Koffer zu lassen, sondern schon nach einem Tag herauszunehmen, und wunderst dich dann, daß sie vollständig zerknittert sind und zum Schneider wandern müssen. Der Knockabout ist der Mann der Übertreibungen, aber er behält nur deshalb nicht recht, weil die Leute so kleinstichtig sind, sie nicht wörtlich zu nehmen. Sonst würde er zweifellos reüssieren. Er hat einen praktischen Zweck im Auge und ist bereit, ihm alle unwichtigeren Interessen unterzuordnen. Wenns finster wird, zündet er das Haus an, um sich bei der Lektüre nicht die Augen zu verderben. Er ist durchaus der Mann der Resultate, die um nichts bedeutungsloser sind, weil sie auf Kosten unserer Gesundheit, Ehre, Freiheit oder wirtschaftlichen Wohlfahrt erzielt wurden. Der Knockabout ist der Fortschritt. Wahrlich, er verschluckt Kamele, aber keine Mücke bleibt in seinem Sieb!

Wenn er gezeigt hat, daß das Leben ein grober Unfug ist, der mit dem Tod nicht schwer genug gestraft wird, tritt ein Philosoph auf die Szene, ders ganz anders treibt. Der Jongleur hat das Leben hinter sich. Was muß er alles durchgemacht haben, ehe er so weit kam, nämlich zu sich selbst. Er keucht keinem Zweck entgegen und spielt mit den Dingen. Er lebt im sichern Port der Skepsis, hantiert mit zehn Bällen und weiß, daß einer wie der andere ist. Mißlingt ein Wurf, so hat er eine wundervoll resignierte Miene und wendet das Malheur zum Trick. Viele Illusionen können ihm nicht mehr zerstört werden, und im Bedarfsfalle hat er immer eine andere bei der Hand. Bis ein Teller herunterkommt, hat er noch Zeit, ein Messer hinaufzuwerfen, und findet stets einen gedeckten Tisch. Er ist ein Sonderling. Mit Weibern gibt er sich längst

nicht mehr ab. Die Erfahrungen der Liebe haben ihm die Nase abgefressen, aber sein Verstand ist ganz geblieben. Ihm ist so viel geschehen, daß ihm zu geschehen fast nichts mehr übrig blieb.

Im Spiegel des Varietés wird uns bei unserer Menschenähnlichkeit bange. Darum wird ihm der Platz streitig gemacht, und Tiere und Schauspieler, die von allen Seiten eindringen, sollen uns darüber beruhigen, daß wir doch bessere Menschen sind. Das Varieté kämpft einen Verzweiflungskampf. Mit den boxenden Känguruhs könnte es paktieren, aber die Librettisten sind ein Pfahl in seinem Fleische. Ein Kalauer weckt die Lebensfreude der versammelten Intelligenz, die sich vor dem kindischen Spiel der Akrobaten, Clowns und Jongleure fürchtet. Der Geschmack des Publikums hilft ihm zur Flucht. Hier wie allerwärts klaben sich die Gourmands die Fliegen aus dem Honig.



## Glossen

Von *Karl Kraus*

Ich glaube, es wird sich allmählich so herausstellen, wie ich es in dem Augenblick gesehen habe, als die Nachricht von der Entdeckung des Nordpols durch Herrn Cook eintraf: Er hat das Bedürfnis der Welt nach einem Nordpolentdecker entdeckt und einfach getan, was zu tun war. Er hat das richtige Wort zur richtigen Zeit gesprochen. Hätte er gesagt, daß er aus Christiania komme, wäre ihm niemand hereingefallen. Da er sagte, er käme geradenwegs vom Nordpol, umarmten sich die Menschen zweier Hemisphären. Allmählich wird sich's herausstellen, daß es so ist. Für die feuilletonistische Begabung, die ich ihm nachrühmte, hat er inzwischen die Belege beigebracht. Die Artikelserie »Die Eroberung des Nordpols« erschien gleichzeitig im 'Newyork Herald' und in der 'Neuen Freien Presse', aber da zeigte es sich doch, daß man dergleichen in beiden Redaktionen ohne jede arktische Vorschulung besser getroffen hätte. Ein Feuilletonist soll ein Feuilletonist sein, und wenn man über Gegenden, die man nicht kennt, zu schreiben hat, dann soll man besser gar nichts von ihnen wissen, weil eben auch schon das geringste Maß von Fachkenntnis dem Schwung der Darstellung hinderlich ist. Man kann aus dem Café des Westens Petersburger Briefe für das 'Berliner Tageblatt' schreiben, und da schadet es schließlich nicht, wenn man Land und Leute von früheren Gelegenheiten aus Bjalystok kennt. Was aber Herr Cook über den Nordpol liefert, hätte unser Zifferer, ohne Schlittenhunde einzuspannen — und diese vorbereitende Handlung kann man Herrn Cook nicht bestreiten —, zweifellos viel besser getroffen. Man lese nur nach, wie er dem größten Ereignis, an das die Welt bisher glaubte, gerecht wird. Der große Tag ist da, er fühlt — jetzt oder nie:

... Die melancholischen Hunde peitschten sich mit den Schweifen und liefen rascher ... Obgleich sie viel vom munteren Bellen und Heulen der ersten Tage eingebüßt hatten, so unterbrachen sie doch zuweilen noch die totenstille Frosteinsamkeit mit ihrem urwüchsigen Konzert ... Unsere abgemagerten, erfrorenen, verbrannten, verrunzelten Antlitze glichen Landkarten, auf denen alle Strapazen der Reise eingegraben waren ... Die Eiszapfen an

Augenbrauen und Wimpern trugen zur Erhöhung der dekorativen Wirkung bei ... Wir mußten fortwährend die größten Anstrengungen machen, diese Fenster der Seele offen zu halten ...

Und nun schildert Herr Cook, wie das Auge über farbenglänzende Ebenen zu tanzenden Horizonten schweifte, und macht die auffallende Bemerkung, daß »je mehr wir uns dem Pol *näherten*, desto lebendiger die Einbildungskraft spielte«. Gewöhnlich pflegt bei solchen Geschichten das Gegenteil der Fall zu sein. Aber hören wir nur, was weiter geschah:

Am 19. April um 8 Uhr morgens lagerten wir auf einem malerischen alten Eisfeld, umgeben von mächtigen Eiswällen, auf die wir leicht hinaufklettern konnten, um häufigen Ausguck zu halten. Das Zelt wurde aufgeschlagen, die Hunde mit ein paar Klumpen Pemmikan zum Schweigen gebracht. In unserer Brust entzündete sich das edle Feuer der Begeisterung aufs neue an einem mächtigen Topf heißer Erbsensuppe und ein paar Schnitten gefrorenen Fleisches. Dann badeten wir uns in den belebenden Sonnenstrahlen, welche die schneidend kalte Luft durchdrangen. Es war ein wundervoller Tag ... Die Eskimos waren bald in tiefen Schlaf versunken, den einzigen Trost in ihrem harten Leben. Aber ich blieb meiner Gewohnheit gemäß wach, um Positionsbestimmungen auszuführen. Die Längenbeobachtungen ergaben 94 Grad 3 Minuten westlicher Länge ... Mein Herz tat vor Freude einen Sprung, und ohne daß ich es wollte, weckte meine Aufregung Etukishuk. Ich erzählte ihm, daß wir in zwei Märschen den »Tigi Shu« (den großen Nagel) erreichen könnten. *Etukishuk weckte Ahwelah mit einem kräftigen Puff*. Sie stiegen zusammen auf einen Eiswall und suchten durch das Fernrohr nach dem großen Nagel. Sie konnten sich die Erdachse nicht ohne eine bedeutungsvolle räumliche Marke vorstellen. Ich versuchte ihnen zu erklären, daß der Pol für das Auge nicht wahrnehmbar sei, daß seine Lage nur durch wiederholten Gebrauch verschiedener Instrumente ermittelt werde. Das befriedigte ihre Neugier und sie brachen in Freudenhurras aus. *Zwei Stunden lang tanzten und sangen die Burschen wie die Wilden*. Es war das erste Zeichen von Freude und geistiger Erregung, das sie seit einigen Wochen gezeigt hatten ... Wir brauten eine große Kanne Tee, bereiteten eine famose Pemmikansuppe, gönnten uns ein Extradessert von Biskuit und füllten uns mit allen diesen guten Dingen so weit an, als es die Rücksicht auf die uns noch bevorstehende Fastenzeit erlaubte. *Die Hunde, die in den Freudenchorus mit einstimmten*, erhielten eine Extraration Pemmikan. Ein paar angenehme Ruhestunden wurden noch im Zelt verbracht, dann erfolgte der Aufbruch zum Pol. Wir glühten alle in Fieberhitze ... Unser Enthusiasmus hatte die Hunde angesteckt. Sie stürmten in einem Tempo vorwärts, das es mir schwierig machte, den richtigen geraden Kurs nach Norden einzuhalten. Die Augen durchsuchten den Horizont *nach einer Marke*, welche die Nähe des Polarzentrums bezeichnen könnte, aber nichts Außergewöhnliches ließ sich erblicken ... Nur durch unsere freudigen Augen gesehen, gewann das gewohnte Bild einen neuen Nimbus. Das waren goldene Ebenen zwischen purpurnen Mauern, die mit vergoldeten Zinnen gekrönt waren ... *Während die Eskimos sangen und die Hunde heulten*, brachen wir am 21. April um Mitternacht auf. *Die Hunde sahen imponierend und vornehm aus, als sie an diesem*

*Tage einherkamen, während Etukishuk und Ahwelah, obgleich dürr und abgemagert, eine Würde zur Schau trugen, gleich den Helden der größten Männerschlachten, die jemals mit bemerkenswertem Erfolge ausgefochten wurden. Wir fühlten uns alle in das Erobererparadies versetzt ... Der Boden unter unseren Füßen erschien uns fast geweiht. Als der Schrittzähler 14 ½ Meilen wies, kampierten wir und schliefen ruhig in dem Gefühl, daß wir uns auf der Erdachse drehten ... Etukishuk und Ahwelah verbrachten den Tag in beschaulicher Ruhe, aber ich schlief nur wenig. Mein Ziel war erreicht, der Ehrgeiz meines Lebens erfüllt. Wie hätte ich in einem solch überwältigenden Momente zu schlafen vermocht! Der Traum der Nationen war verwirklicht. Wir hatten im Rennen der Jahrhunderte gesiegt ...*

Nun, die Eskimos behaupten das Gegenteil. Wohl gaben sie einander einen kräftigen Puff, aber das soll sich nur auf die Erzählungen des Herrn Cook bezogen haben. Denn Herr Cook sei umgekehrt, als er auf offenes Wasser stieß. Und inzwischen hat auch der Bergführer vom Mount Mac Kinley eidlich bekräftigt, daß der höchste Punkt, den Herr Cook damals erreicht hat, noch mehrere tausend Fuß vom Gipfel entfernt gewesen und das Tagebuch den Bedürfnissen, nicht den Erlebnissen angepaßt worden sei. Und ein Photograph hat beeidet, daß die Photographien in geringer Höhe aufgenommen worden seien. Herr Cook tat solchem Einwand gegenüber, was er gegenüber dem großen Nordpolzweifel tat. Er riet, eine Expedition auf den Gipfel zu entsenden, dort werde man die von ihm hinterlegten Aufzeichnungen finden. Es ist aber auch in diesem Falle nicht ganz sicher, daß man die unbequemste Methode wählen wird, um Herrn Cook das Gegenteil zu beweisen. Es ist sogar möglich, daß man ihm bedeuten wird, endlich andere Witze zu machen. Schließlich reißt auch der Dummheit die Geduld. Die Newyorker Damen freilich müssen es nicht bereuen, Herrn Cook abgeküßt zu haben. Denn erstens kommt bei einem so reellen Zweck, wie es das Küssen ist, die wissenschaftliche Würdigkeit des Petenten nicht in Frage, und zweitens entbehrte das Vorbringen nicht der lyrischen Begründung. Es sind Heinesche Stimmungen, die das Erlebnis des Herrn Cook auslöst. Die Eskimos behaupten, daß er und der Nordpol nicht zusammenkommen konnten, weil das Wasser zu tief war. Und die Schlittenhunde bellten so laut ...

\* \* \*

*Zur Hebung des Fremdenverkehrs.* Herr Hermann Bahr, um seine Meinung über dieses alle Geister bewegende Problem befragt, schrieb die Antwort:

Gebt den Leuten von der Kunstschau die Mittel, ein Gartentheater nach ihrem Sinn zu machen! Führt einen Monat lang *uns* auf! *Den ganzen Schnitzler, den ganzen Hofmannsthal, den ganzen Schönherr, Beer—Hofmann und mich!* Und statt auf uns zu schimpfen, sagt den Fremden: 'Das ist das Beste, was wir haben, und in dieser Art können Sie nirgends was besseres sehen!' ...

Ein Traum verwirklicht sich, die Wiener kriegen einen Fremdenverkehr. Das Einfachste war zu tun, und nun glückt die Sache. Die Engländer strömen massenhaft nach Wien: man bekommt den *ganzen Beer—Hofmann* zu sehen!

\* \* \*

Herr Nordau, der eben in vollster körperlicher Frische seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hat, schrieb den Satz:

... Aber kaum hatte Schack ihn fallen lassen, als ein anderer Verehrer erschien, Dr. Konrad Fiedler aus Leipzig, der ihn zwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tode, gegen alle nüchternen Sorgen verteidigte, alle Prosa des Lebens von ihm abwehrte, nicht nur seine gemeine Notdurft versah, sondern usw. Fiedler verlangte von ihm nichts im Austausch ...

Nun, so einem alten Ritter kann schon auch einmal etwas Menschliches passieren. Sprechen wir weiter nicht davon. Übrigens hat ihm der Gratulant der 'Neuen Freien Presse' bestätigt, daß er als Kunstkritiker »den Fachmann ganz hinter dem Weltmann verschwinden läßt«. Das ist wahr, denn Herr Nordau ist gewiß noch immer eher zimmerrein als kunstverständlich. Der rüstige Jubilar hat erst kürzlich die Dichtung Mallarmés für das »Wortgesabber eines blödsinnigen Faselhanses« erklärt, und der Jargon des Herrn Nordau läßt ihn gewiß als Weltmann erscheinen, sofern man die »Welt« als zionistisches Organ auffaßt. Mit Recht meint der Gratulant, die Montaignesche Devise »Que sais—je?« lasse sich auf keinem seiner Werke anbringen, denn »das feine Lächeln der Skepsis erhelle nie das Antlitz dieses Schriftstellers, dem die naturwissenschaftliche Erkenntnis usw.« Sehr richtig! »Que sals—je« nicht, aber eine Übersetzung: Weiß *ich*?

\* \* \*

Norddeutsche Blätter bringen unter dem Titel »Preßgemeinheit« die folgende Notiz:

Kürzlich war folgende Anzeige in den Zeitungen zu lesen:

Dr. Sigwart Graf zu Eulenburg  
Helene Gräfin zu Eulenburg  
geb. Staegemann.  
Vermählte.

Liebenberg

Leipzig

den 21. September 1909.

Dazu bemerkte das 'Neue Wiener Journal':

»Wir müssen gestehen, daß Fräulein Helene Staegemann ziemlich vorurteilslos und couragiert ist, wenn sie es riskiert, in die etwas anrühlich gewordene Familie des Liebenbergers hineinzuheiraten.« Karl Kraus meint in der 'Fackel' anlässlich dieser erstaunlichen Rüpelei mit Recht: Künftige Kulturhistoriker werden den Jammer unserer Zeit vielleicht in die Formel fassen, *daß auf hundert Federn kaum eine Hundspeitsche kam.*

Ebenso ging vor einiger Zeit die Rede des Grafen Sternberg aus der 'Fackel' in die deutsche Presse über, und die Blätter machten dazu Bemerkungen wie die folgende:

Auf diese furchtbaren Anklagen, die selbst durch Sternbergs Persönlichkeit nichts an Wucht verlieren, hat das angegriffene Weltblatt bisher mit keiner Silbe geantwortet. Sollte Herr Benedikt warten wollen, bis sich einer findet, der diese Verteidigung in Form eines bezahlten Inserates einfordert?

Die norddeutsche Presse kennt den Mann nicht. Er ist für Geld zu keiner ehrlichen Regung zu haben.



\* \* \*

Sie hatte sich also zu den Ideen der Heilsarmee bekehrt. Das ließ man angehen. Reklame oder Religion? Komödie oder Ekstase? Man schwankte lange. Da stellte es sich heraus, daß ein Leutnant der Heilsarmee im Spiele sei. Die Wahrheit lag also, wie überall, auch hier in der Mitte. Und da sich somit ergab, daß die Dame gesund sei, so blieb nichts übrig, als sie ins Irrenhaus zu sperren.

\* \* \*

Während die 'Zeit' die Renner—Buben hoch leben läßt, ist die 'Neue Freie Presse' unaufhörlich damit beschäftigt, der Lage der Deutschen in Österreich aufzuhelfen. Vor allem beklagt sie die Zurücksetzung, welche sich die deutsche Sprache hierzulande gefallen lassen muß. Und von einem Angeklagten schrieb sie neulich: »Er versuchte auch, sich durch ein stets bei sich führendes Rasiermesser das Leben zu nehmen«. Es ist bezeichnend, daß dieser Mann Dworzak heißt und offenbar kein Deutscher ist. Aber nichts als Not und Tod an allen Enden. »Von Pultizers Verwandten«, hieß es gleich in der benachbarten Spalte, »konnte sich niemand zum Begräbnis einfinden. Pultizers Gattin, die in Amerika lebt, ist vor einigen Monaten gestorben«. Wiederum bezeichnend; denn von einem Pulitzer haben wir neulich gehört, daß er Analphabet war und sich erst den deutsch—jüdischen Jargon aneignete, ehe er Chefredakteur einer großen Zeitung wurde. Was aber die deutsche Sprache anlangt, so schrieb der Chefredakteur der 'Neuen Freien Presse' die Erkenntnis nieder: » ... das heißt die deutsche Sprache geradezu zum Paria machen und sie unter die übrigen Landessprachen *herabstoßen*.« Und das heißt wiederum: sie ist jetzt dort angelangt, wo der Schreiber steht und wo die Landessprache der Herren Benedikt und Pulitzer gesprochen wird. Nun wollen sie ihr auch noch durch eine stets bei sich führende Feder das Leben nehmen.

\* \* \*

Eine immer bereite Legende wartet nur den Tod der Dichter ab, um im Land herumzuerzählen, sie seien Hungers gestorben, während die Librettisten in Fülle leben. Damit möchte die Legende das Volk gegen die Herren Leon, Bodanzky, Dörmann, Stein und Jakobsohn aufhetzen und ihnen die Freude am Schaffen vergällen. Es wird ihr nicht gelingen. Umso weniger, als ihr jetzt auch von maßgebender Seite aufs Maul geschlagen wurde. Im 'Neuen Wiener Journal', das sonst nur berufen wäre, sozusagen die Interessen der dem Redaktionsverbande angehörenden Schöpfer der neuen Werke der leichten Muse zu vertreten, veröffentlicht der Kürnberger—Biograph selbst eine Erinnerung zum dreißigsten Todestag, deren Schlußpassus geeignet ist, jener aufrührerischen Legende den Garaus zu machen und das Volk auch bezüglich der Einkommensverhältnisse jener Autoren, die nicht Libretti geschrieben haben, zu beruhigen:

»Und dann sprach noch Oskar Falke, der Abgeordnete, ein Jugendfreund Kürnbergers, der seine Hinterlassenschaft zu ordnen hatte. 'Wien hat oftmals vergessen', sagte er, 'was es an Kürnberger besessen: jetzt weiß es, was es an ihm verloren.' Kränze und Palmzweige, auch von den fernen Freunden und Verehrern des Dichters, schmückten das Grab. — Kürnberger ist nicht, wie man

häufig hört, mittellos gestorben. In seinem Tagebuch sind im Jahre 1879 allerdings nur 170 fl. 41 kr. als Vermögen eingetragen. Aber er hatte Angloaktien bei Oskar Falke deponiert, die durch eine günstige Konstellation noch knapp vor seinem Tode um 1200 fl. verkauft werden konnten. Den größeren Teil davon haben freilich die Spital— und Begräbniskosten wieder verschlungen. Aber immerhin: diese literarhistorische Unrichtigkeit sollte einmal berichtet werden.«

Na alstern!

1

---

Um zahlreichen Wünschen weiblicher Leser und männlicher Leserinnen zu entsprechen:

$$\frac{x^2 + \sqrt{31 \cdot 4 - 20 + 4 \cdot 6} - (4 \times 2) + y^2 + 2 \times y}{(x + y)^2 - 3 \cdot 8 + 6 - 6 \cdot 2} - (0 \cdot 53 + 0 \cdot 47) = 0$$


---

### Ferdinand Kürnbergers gesammelte Werke

werden in 8 Bänden herausgegeben und sollen binnen 2 Jahren vollständig vorliegen. — Als erster Band wird noch im Oktober dieses Jahres die vergriffene Sammlung politischer Feuilletons: »Siegelringe« erscheinen, die in einem Anhang wesentlich vermehrt werden soll. — Die Einteilung der Gesamtausgabe in 8 Bänden ist folgende: 1. Band: Politische und kirchliche Feuilletons (»Siegelringe«). 2. Band: Literarische und dramaturgische Feuilletons (»Literarische Herzenssachen«). 3. Band: Touristische und vermischte Feuilletons. 4. Band: »Das Schloß der Frevel«, Roman. 5. Band: »Der Amerikamude«, Roman. 6. Band: Novellen (u. a. »Das Goldmärchen«). 7. Band: Novellen (u. a. »Der Haustyran«). 8. Band: Tagebücher, Aphorismen, Gedichte. — Wie bei der textlichen Gestaltung möglichste Vollkommenheit erstrebt wird, so soll auch die buchtechnische Ausstattung mustergültig sein. Der Preis wurde trotzdem möglichst niedrig angesetzt. — Alle, die das Zustandekommen dieser Ausgabe fördern wollen, werden gebeten, ihre Subskriptionserklärung möglichst bald an den unterzeichneten Herausgeber oder Verleger zu senden; eventuell mit dem Namen des Buchhändlers, durch den das Werk bezogen werden soll. Ein Verzeichnis der Subskribenten erscheint im letzten Band.

Otto Erich Deutsch  
Wien I, Bartensteingasse 16

Georg Müller Verlag  
München, Josephplatz 7

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Taboda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstraße 3.